

Eine große Erleichterung für alle mit dem spätantiken Limes Befassten ist die „Liste der spätantiken Kastelle, Großburgi, Burgi, Brückenköpfe und befestigten Siedlungen“, die sämtliche Ortsangaben mit weiterführender Literatur versieht. Sie ist zudem eine beeindruckende Bilanz, auch wenn die Aufarbeitung des Gesamtbestands „ein Desiderat der Forschung“ bleibt und auf die Lücken und anstehenden Schwierigkeiten verwiesen wird. Zusätzlich behandelt Garbsch die Besatzung der Kastelle, d. h. ihre Nennung in der *notitia dignitatum* und ihre Zuordnung zu den Kastellen und Abschnitten. Hierbei bereitet die Identifizierung der antiken Namen mit modernen Ortsnamen und den archäologischen Resten sowie die sinnvolle Verteilung der Truppenteile und ihrer Aufgaben weniger Mühe. Die dabei verbleibenden Schwierigkeiten sind auf S. 107 aufgezählt. Problematisch ist eher die Zuordnung der in der *notitia* nur sehr bruchstückhaft genannten Grenzabschnitte (*partes*) und Unterabschnitte (*ripae*). Die flüssigste Erklärung (Variante A) verlangt (gegen die Regel), daß eine *pars superior* nordöstlich und flußabwärts der zugehörigen *pars inferior* zu liegen kommt, während bei den Unterabschnitten die *ripa prima* der flußabwärts gelegenen *ripa secunda* (wie üblich) vorangeht. Möchte man diese Unstimmigkeit vermeiden, indem man die *pars inferior* ganz nach Osten zwischen Regensburg und Passau verlegt (Variante B, zurückgehend auf O. Seeck), so erwächst neue Schwierigkeit, da eine *pars media* (genannt für Isny) dann westlich des oberen und unteren Teils läge, statt zwischen ihnen. Variante C bezieht den „strategisch-organisatorischen Aspekt“ der militärischen Donauschiffahrt mit ein, bietet aber keine weitere Lösung.

Alles in allem verspricht dieser erste Isny-Band, daß die Gesamtpublikation dem Kastell Vermania in der Forschung den ihm gebührenden Platz verschaffen wird.

D-6000 Frankfurt a. M.
Senckenberganlage 31

Karlhorst Stribrny
Seminar für Hilfswissenschaften
der Altertumskunde
der Universität Frankfurt

Richard L. Morris, *Runic and Mediterranean Epigraphy*. North-Western European Language Evolution, Supplement Vol. 4. Odense University Press, Odense 1988. ISBN 87-7492-683-7; ISSN 090-8675. XII, 177 Seiten mit 19 Abbildungen und 9 Tabellen.

Den zahlreichen Thesen zur Entstehung der Runenschrift, über deren Umfang Ludvig Wimmer bereits 1877 klagte, will Morris keine neue hinzufügen. Da wir nicht mit Sicherheit wissen, woher die Runen kommen, sei Vorsicht gegenüber allen derartigen Erklärungsversuchen angebracht und entsprechend ist sein Ziel bescheidener. Mit einer Untersuchung der epigraphischen Merkmale der älteren Runenschrift will er sowohl eine runische Tradition erarbeiten wie auch die Übereinstimmungen zwischen ihr und den mediterranen Traditionen zutage fördern. Dabei sollen vor allem die bisher vernachlässigten Ähnlichkeiten des runischen Schreibsystems mit griechischen und lateinischen Schreibstadien der vorklassischen Zeit in den Blick gerückt werden, „denn es ist dies die Periode, in der eine Quelle (*source*) der runischen Tradition gesehen werden muß“ (S. 2).

Die Untersuchung erstreckt sich auf folgende Aspekte: die Alphabete und ihr Hintergrund, der Lautwert (*phonological value*) der Zeichen, Schreibrichtung, Gebrauch von Ligaturen, Punktierung, Schreibterminologie, Schreibtechniken, Inschriftentypen und Schreibgewohnheiten. Unter der Prämisse, daß bei einem Entlehnungsprozeß kein Abklatsch des Originals, aber andererseits mehr als ein Merkmal desselben im entlehnenden System zu finden ist, untersucht Morris das runische Schreibsystem im Licht der archaischen griechischen und lateinischen Epigraphie. Der der Entlehnung eines Schreibsystems aus einem

anderen zugrundeliegende Prozeß schließt in diesem Falle ein, daß ein germanischer Sprecher gewußt haben muß, wie eine mediterrane Sprache zu schreiben war, bevor er ein mediterranes Zeichen mit einem Laut in der mediterranen Sprache verbinden konnte. Weiter verstand diese Person, um überhaupt schreiben zu können, Lautfolgen zu analysieren und in unterschiedliche Segmente zu separieren und diese dann graphisch zu reproduzieren.

Im ersten Kapitel führt Morris die gängigen Thesen vor: Latein (Ludvig Wimmer, Holger Pedersen), Griechisch (Sophus Bugge, Otto von Friesen), Norditalisch, besser Nordetruskisch (Carl J. S. Marstrander, Magnus Hammarström), samt den vorgeschlagenen Modifikationen und Präzisierungen (Fritz Askeberg, Erik Moltke, vorher schon Isaac Taylor und George Hempl, zuletzt Aage Kabell). Ganz unerwähnt bleibt die Erulerthese Otto Höflers, die eine kritische Auseinandersetzung verdient hätte.

Morris weist auf Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten (vor allem runologische Probleme) in den bisherigen Theorien hin und wendet sich der antiken Epigraphie zu, deren altertümliche Merkmale noch nicht genügend beachtet worden seien. In Kap. 2 behandelt er „Griechische Epigraphie“ und zwar vor der Schriftreform zu Beginn des 5. Jahrhunderts, die zum klassischen griechischen Alphabet führte. In Kap. 3 „Lateinische Epigraphie“ diskutiert er die Frage, ob das lateinische Alphabet griechischen oder etruskischen Ursprungs sei (er scheint die erstgenannte Möglichkeit vorzuziehen) und bespricht in zehn Punkten die wichtigsten Merkmale. In dieser Weise wird auch die „Runische Epigraphie“ in Kap. 4 untersucht. Es sind folgende zehn Punkte: 1. die Ältere Runenreihe, 2. Form und 3. Lautwerte der Runen, 4. Orthographische Besonderheiten, 5. Ligaturen, 6. Schriftrichtung, 7. Punktierung, 8. Runennamen, 9. Epigraphisches Material und seine Vorbereitung zum Eintragen eines Textes, 10. Inschriftentypen.

1. Nicht in jedem Punkte zufriedenstellend ist die Diskussion der Formen der 24 Runen in der älteren Reihe. Prinzipiell sind die Formen distinkt unterschieden, doch gibt es gerade in der Brakteatenüberlieferung aufgrund des Herstellungsprozesses (die Inschrift wird seitenverkehrt in den Model geschrieben und dann auf das Goldblech gepreßt, mit möglicher Nachbehandlung) gelegentlich Unklarheiten zwischen þ th und þ w, ᚱ r und ᚢ u, ᚦ l und ᚧ u, oder auch X g und ʃ n.

2. Obwohl das Kapitel über die runische Epigraphie, wo irgend möglich, im Blick auf die lateinische und griechische Epigraphie untersucht werden soll (S. 107), kommt doch erst auf S. 127 der erste Hinweis: die in der Runenorthographie zu beobachtende Auslassung des Nasals vor homorganem (d. h. an gleicher Stelle gebildeten) Konsonanten finde nur im Griechischen eine Entsprechung. Das kann jedoch kein starkes Argument für eine Entlehnung der Runenschrift aus einem archaischen griechischen Alphabet werden, denn es ist ebenso gut möglich, daß derartige Erscheinungen unabhängig voneinander auftreten können.

3. Morris (S. 133) setzt voraus, daß die Runenschrift mit Hilfe der wechselnden Schriftrichtung neue Sätze (Satzanfänge) angezeigt habe, was mit archaischen Praktiken korrespondiere. Die ältere Runenschrift habe über 500 Jahre hin keine bestimmte Schriftrichtung bevorzugt, was eher zum Griechischen stimme, während lateinische Inschriften meist von links nach rechts verliefen (S. 136). Wiederum fragt man sich, ob diese Beobachtung für das Problem der Übernahme und Entwicklung der Runen aus einer anderen Schrift bedeutsam ist. Im übrigen zeigen gerade die älteren überlieferten Inschriften des 2./3. Jahrhunderts eine deutliche Tendenz zur Rechtsläufigkeit, wobei im einzelnen zu differenzieren ist: bei den frühen Runenfibeln entschiedener als bei runenbeschrifteten Waffen und Waffenteilen.

In der unregelmäßigen Setzung von einem Punkt oder mehreren Punkten als Trennungszeichen sieht Morris (S. 138f.) wiederum eine Übereinstimmung zwischen runischer und griechischer Schreibtradition, während in lateinischen Inschriften regelmäßig ein Punkt

zwischen einzelnen Wörtern steht. Es muß jedoch beachtet werden, daß in den angeführten ältesten Inschriften, die oft nur ein Wort umfassen, überhaupt keine Trennzeichen vorkommen. Diese begegnen erst um 400. Neben ihrer Funktion als Worttrenner markieren Punkte auf Brakteaten auch die Unterteilung der aus 24 Zeichen bestehenden älteren Runenreihe in 3 Achtergruppen (Geschlechter). Obwohl Morris Brakteateninschriften reichlich nutzt (34), hat er die Edition des Brakteatencorpus (M. Axboe, K. Düwel, K. Hauck, L. v. Padberg, *Die Goldbrakteaten der Völkerwanderungszeit, I–II*, 1985/86) nicht herangezogen. So kommt es, daß ältere Lesungen undiskutiert bleiben, deren Zeugniswert zweifelhaft ist (beispielsweise Svarteborg, Fünen I, Nebenstedt I).

4. Die Runennamen scheinen mit der Schöpfung der Runen entstanden zu sein, sind aber erst seit dem 9. Jahrhundert in Handschriften (*runica manuscripta*) überliefert. Die Rekonstruktion der urgermanischen Formen ist in einigen Fällen umstritten. Entscheidendes Merkmal ist, daß mit einer Ausnahme (z/R nur im Auslaut) der Runenname mit dem Lautwert der jeweiligen Rune beginnt, z.B. f = *fehu „Vieh, Fahrhabe“. Morris sieht einen Zusammenhang zwischen den Runennamen und den griechischen Buchstabennamen, die jeweils mit dem Laut beginnen, den das Zeichen repräsentiert. Zugleich muß Morris einräumen, daß die griechischen Buchstabennamen im Gegensatz zu den Runennamen „nicht immer etwas bedeuten“. Demgegenüber muß man festhalten, daß die semitischen Buchstabennamen von den Griechen entlehnt wurden, also im Griechischen keine sinntragenden Wörter mehr waren. Genau das ist der gravierende Unterschied zwischen der runischen und griechischen Tradition, aber für mich kein starkes Argument für die Herkunftsfrage der Runen.

5. Hinsichtlich der Vorbereitung der Objekte zur Aufnahme einer Inschrift lassen sich offenbar keine direkten Parallelen zur mediterranen Tradition feststellen, zumal diese eine hohe Kunstfertigkeit auszeichnete. In diesem Zusammenhang vermißt man eine Diskussion der neugefundenen gestempelten Runeninschrift aus Illerup und den vom selben Fundort stammenden gestempelten römischen Klingen (M. Stoklund, *Neue Runenfunde in Illerup und Vimose*, in: *Germania* 64, 1986, S. 75–89 und Jørgen Ilkjær und Jørn Lønstrup, *Der Moorfund im Tal der Illerup-Å bei Skanderborg in Ostjütland (Dänemark)*, in: *Germania* 61, 1983, S. 107).

Morris hält es für möglich, daß zwischen dem Schreiben von Runen auf vergänglichen Materialien und dem Beginn der Steinbeschriftung ein beträchtlicher Zeitraum gelegen habe. Diese Annahme (meist auf die eckige Form der Runen gestützt) wird gern vorgebracht, wenn es gilt, eine Überlieferungslücke zu schließen. Eine solche abgewandelte Runen-Holz-These übersieht aber: schon die älteste zahlreich einsetzende runische Überlieferung (um 200 oder frühes 3. Jahrhundert) zeigt auch Holzgegenstände, wie den Hobel von Illerup (vgl. Stoklund a.a.O. S. 76), freilich unter günstigen Erhaltungsbedingungen. Daß bei Annahme der Runenentstehung aus einem archaischen mediterranen Alphabet und ihrer Verwendung auf organischem Material über Jahrhunderte kein Zeugnis erhalten und gefunden sein sollte, ist schwer vorstellbar.

6. Die Inschriftentypen der runischen Überlieferung können nicht wie die der römischen und griechischen gruppiert werden (S. 147). Aufs ganze gesehen stimmt das wohl, aber im einzelnen gibt es auf beiden Seiten Hersteller- (diese nennt Morris gar nicht) und Besitzer-Inschriften und selbst zu den runischen Gedenkinschriften ließen sich vergleichbare Beispiele unter den griechischen (S. 80) und römischen (S. 103) Grabinschriften aufführen. Morris nutzt eine Gegenüberstellung nicht.

Götternennungen betreffend, behauptet Morris (S. 149), solche kämen in Runeninschriften nicht vor. Sofern sie Bestandteile von Personennamen darstellen (auch wenn diese Personen in kultischer Funktion gewesen sein mögen), ist ihm zuzustimmen. Und sicher ist auch die Deutung der Inschrift auf der Schnalle von Vimose problematisch (Weihe an den

Asen = Wodan?, Nr. 24 in: Wolfgang Krause, mit Beiträgen von Herbert Jankuhn, Die Runeninschriften im älteren Futhark = Abhandl. der Akad. der Wiss. in Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, III. Folge, Nr. 65 Göttingen 1966). Jedoch kommen auf der Fibel von Nordendorf I (6. Jahrhundert) zumindest zwei Götternamen (Wodan, Weihe-Donar) vor.

Zusammenfassend stellt Morris für die zehn (vgl. oben) aufgeführten Punkte fest, daß die Runenschrift mehr mit der archaischen Schrifttradition des Griechischen, als mit der des Lateinischen übereinstimmt. Während in einigen Punkten in allen drei Systemen ähnliche Verhältnisse vorliegen, sprechen für das Griechische insbesondere: die orthographischen „Regeln“, die prinzipielle Beliebigkeit der Schrift, die Verwendung von Spatien und Trennungszeichen, die Buchstabennamen. Entsprechend lautet denn Morris' Schluß (S. 156): Es sieht so aus, als kämen die Runen aus der griechischen Tradition. Morris weiß, daß er damit nicht den Ursprung der Runen aus dem Griechischen nachgewiesen hat, denn schließlich kommen alle europäischen Alphabete aus dem Griechischen. Da der Ursprung der Runen nicht von einem einzelnen Aspekt der runischen Schreibtradition aus aufgewiesen werden kann, hat sich Morris auf die allgemeinen Merkmale konzentriert, um jedes System als Ganzes betrachten zu können. Einzelne Merkmale können zufällig sein, eine Serie solcher Zufälligkeiten könne jedoch nicht mehr als Zufall gelten (S. 137). Dieses methodische Prinzip der kumulativen Evidenz scheint nicht unproblematisch, denn eine Reihe von Zufällen kann auch in der Summe Zufall bleiben, besonders bei diesem Untersuchungsgegenstand, bei dem immer auch das Lateinische zum Vergleich ansteht und nur in wenigen Punkten völlig auszuschließen ist. Kurz gesagt, das griechische archaische Alphabet bleibt eine theoretische Möglichkeit, um die Herkunft der Runen zu erklären.

Nur muß in diesem Fall das „wann“ und „wo“ diskutiert und geklärt sowie der Zusammenhang mit der ältesten runischen Überlieferung hergestellt werden. Zur Frage, wann die Erschaffung der Runen aus dem Griechischen stattgefunden haben soll, äußert sich Morris merkwürdig zurückhaltend bis zur Unklarheit (S. 157). Da ist vom Bernsteinhandel zwischen Griechenland und Jütland die Rede (S. 150), von griechischen Handelsposten sowie von Pytheas' Expedition (350–330 vor Chr. Geburt). Morris meint (S. 157), es sei nicht schwierig, sich vorzustellen, daß eine/einige germanische Person(en) Kontakt mit griechischen Händlern gehabt haben könnte(n), sie lernte(n) Griechisch (zu sprechen), und wie es zu schreiben war und brachte(n) diese Kenntnis mit zurück. Von dort verbreitete es (was? das Griechische oder das inzwischen entstandene Runische?) sich in die germanische Welt. Morris geht offensichtlich von der archaischen griechischen Schrift aus, die vor der Milesischen Reform von 403/402 vor Chr. Geburt liegt. Die Runen müßten demnach aus einem (welchem?) der archaischen Alphabete des 6./5. vorchristlichen Jahrhunderts hervorgegangen sein. In Tabelle 9 (S. 154) stellt Morris griechische Schriftzeichen in der Reihenfolge der Runen zusammen mit dem Hinweis 5.–4. Jahrhundert vor Christus. Leider fehlt ein Nachweis. Liegt da nun ein Alphabet zugrunde oder handelt es sich bei drei Zeichen für einen Laut um eine Auswahl aus mehreren, verschiedenen Alphabeten? Wer Moltkes Vorwurf gegen die nordetruskische Herleitung übernimmt, daß die Runenschöpfer sich da und dort im Alphabet herumwandernd jeweils eine Rune hätten leihen müssen (vgl. Morris, S. 151), der müßte selbst sorgfältiger verfahren. Die Frage nach dem „wo“ wird nicht eigens erörtert.

Wenn nun ein Körnchen Wahrheit an Morris' – übrigens nicht neuer – These wäre (die Ahnherren Taylor, Hempl, Antonsen werden genannt), dann muß auch das mindestens halbe fundleere Jahrtausend zwischen dem Ursprung der Runen und ihrer ersten archäologischen Bezeugung diskutiert werden. Morris tut das (S. 158) in einem Absatz, aber eingeschränkt auf die Fundleere in Zentraleuropa in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Warum die nachchristlichen Jahrhunderte? Gibt es nicht (Meldorf einmal beiseitegelassen) aus der zweiten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts die

erste Runeninschrift, gefolgt von einer stattlichen Zahl um 200 oder (im beginnenden) 3. Jahrhundert? Morris' Antwort auf seine Frage: Wenn die Germanen von einem mediterranen Volk zu schreiben gelernt hätten, dann könnten wir erwarten, sehr alte Runeninschriften näher zur mediterranen Welt zu finden. (Aber andererseits hat er doch gemeint, der/die Germane(n), der/die Griechisch schreiben lernte(n), ging(en) zurück!) Stattdessen kennen wir die ältesten Runenfunde aus dem nördlichen Europa. Morris erklärt diesen Befund damit, daß bis zur Völkerwanderungszeit Germanen nicht in diesem Gebiet (also nahe der mediterranen Kultur) gesiedelt hätten (S. 158). Aber wie steht es mit den bei Tacitus erwähnten südgermanischen Ethnien? Im übrigen seien vor der Völkerwanderungszeit Germaneneinfälle in das Limesgebiet nur militärisch bedingt und von kurzer Dauer gewesen. Das ist natürlich keine befriedigende Antwort. Welche Rolle konnten Germanen in römischem Dienst für die Kenntnis und Übernahme von Schrift spielen? Welche Bedeutung kommt im Zusammenhang der Schriftentstehung dem römischen Import zu (vgl. jetzt: Ulla Lund Hansen, Römischer Import im Norden. Warenaustausch zwischen dem Römischen Reich und dem freien Germanien während der Kaiserzeit unter besonderer Berücksichtigung Nordeuropas. Kopenhagen 1987). Morris' Perspektive ist linguistisch. Sie zeige eindeutig, daß die Runen für eine Sprache geschaffen worden seien, die weit vor den ältesten Inschriften liege. Linguistisches ist ein – wichtiger – Aspekt im Zusammenhang der Frage nach dem Ursprung der Runen, die anderen Aspekte sind Alphabetgeschichte und Kulturgeschichte im weitesten Sinn mit einer Betonung archäologischer Funde und Deutungen. Sie aber bleibt bis auf ein paar beziehungslose Hinweise zur Handelsgeschichte ausgespart.

Am Ende muß man feststellen, daß in diesem Buch ein wichtiges Thema ohne vorwärtsweisendes Ziel behandelt und nicht zu einem greifbaren Ergebnis geführt wird, dem sich die beteiligten Disziplinen im Für und Wider stellen können.

D-3400 Göttingen
Humboldtallee 13

Klaus Düwel
Seminar für Deutsche Philologie
der Georg-August-Universität

Giacomo Bassi, Gaetano Forni, Gli strumenti di lavoro tradizionali Lodigiani e la loro storia.
Vol. I. L'aratro e il carro Lodigiani nel contesto storico Padano. Museo Lombardo di Storia dell' Agricoltura. Consorzio del Lodigiano. Milano 1988. Ohne ISBN. 96 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Nicht in erster Linie der Titel der anzuzeigenden Publikation wird die besondere Aufmerksamkeit des Lesers wecken, sondern der Name des Herausgebers: das Museo Lombardo di Storia dell' Agricoltura; ein Museum also, das seine Bemühungen der Geschichte der Landwirtschaft gewidmet hat. Sind uns derartige museale Einrichtungen bislang noch weitgehend fremd, so wird sicher jeder Prähistoriker voller Erwartung Publikationen eines solchen Museums zur Hand nehmen.

Mit dem vorliegenden Band beginnt jenes Museo Lombardo di Storia dell' Agricoltura eine neue und – wie eben nicht anders zu erwarten – auch für den Vorgeschichtler bestimmt nicht uninteressante Reihe. Traditionelle Arbeitsgeräte und Arbeitsmittel, die seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden in der Landwirtschaft zum Einsatz kommen, sollen in dieser Reihe künftig vorgestellt und ihre Entstehung bzw. lange Entwicklungsgeschichte betrachtet werden. Dies geschieht, indem Ansichten, Konstruktionszeichnungen, historische Darstellungen, Fotos von rezenten Objekten sowie prähistorische Belege, Darstellungen und Funde in einer unkonventionellen Form zusammengestellt und dem Betrachter in größtenteils bescheidener Druckqualität angeboten werden; der Grund hierfür ist, daß – den